

Für unsere Kinder

Nr. 24 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Mahnung. Gedicht von Freiligrath. — Erntefest. Von B. S. (Schluß.) — Eine Geschichte vom Zweiflüßler. Märchen von Karl Ewald. (Fortf.) — Der verzauberte König. Märchen von Robert Gröbisch. — Das klingende Herz. Gedicht von Otto Krille.

Mahnung.

Das sei dir unverloren:
Fest, tapfer allezeit
Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum ein Kampf aufs Messer! —
Lern' du zu jeder Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist.

Freiligrath.

○ ○ ○

Erntefest.

(Schluß.)

Nach der Meinung der Alten war der Ertrag von Natur und Arbeit von den Göttern gegeben oder doch ihrem Schutze zu verdanken. Deshalb nahmen selbstverständlich auch diese Götter an den Erntefesten mit ihrem Schmaus und Jubel teil, wenigstens ein Teil des Neuerworbenen wurde lustig verzehrt. Man legte den Göttern als Opfer von den Speisen vor, man musizierte und tanzte zu ihren „Ghren“, richtiger: zu ihrem Vergnügen. So war jedes alte Fest zugleich eine religiöse Veranstaltung, eine Gabe an die Götter, der die Bitte um Gegenleistung folgte.

Bei den Festen, die wir heute feiern, sowie bei allem, was man an ihnen tut, ist nichts christlich, von dem kurzen Gottesdienst in der Kirche abgesehen. Das Urchristentum kannte keine Erntefeste, weil es nicht auf dem Lande sondern unter den städtischen Proletariern und Kleinbürgern aufkam, die mit der Landwirtschaft in keinem Zusammenhang standen. Statt der Erntefeste schuf man sich die wöchentlichen Agapen, Liebesmahle, am „Tage des Herrn“. Als sie in Völlerei der Reichen ausarteten, wobei die armen Brüder nur zusehen durften (1. Kor. 11, 20. 21), schaffte die entstehende Priesterschaft die Agapen ab. Dann kamen die Mahle auf den Gräbern der Märtyrer und in den darüber gebauten Kirchen in Aufnahme. Bei diesen Feiern stellten sich die Christen

natürlich den Geist ebenso mitspeisend vor, wie die zeitgenössischen Syrier und Griechen das taten, die auf den Gräbern ihrer Angehörigen, ihres Stadtheros usw. ein Opfermahl einnahmen. Neben diesen Kirchenmahlen wurden die alten Volksfeste von der großen Masse des Volks ruhig weiterbegangen, die Priesterschaft, die sie nicht abschaffen konnte, gab ihnen jedoch mit der Zeit einen anderen Charakter. Sie legte ihnen Ereignisse aus der heiligen Legende zugrunde, deutete christliche Ideen in die Festgebäude hinein, und verschrübte die bisher angebeteten Götter und Geister als böse Teufel, die an allem Unglück schuld seien. Da aber die Hauptsache an allen Festen das gemeinsame fröhliche Mahl ist, so gibt es weder ein großes christliches noch ein heidnisches Fest, in dessen Mittelpunkt nicht das „Festessen“ steht.

Unsere altdutschen Vorfahren waren in der Hauptsache wandernde Viehzüchter, Nomaden, sie feierten daher in erster Linie Nomaden-, das sind Schlachtfeste. Wenn der Frühling begann und man das Vieh austrieb; wenn man im Herbst in die Winterställe zurückkehrte und alles überflüssige Vieh abschlachtete, das man nicht überwintern wollte; wenn im Mitwinter die Zuchteber ihre Schuldigkeit getan hatten und dem Messer verfielen, dann feierte man seine Feste. Das größte und fröhlichste war natürlich im Herbst, weil es hier am meisten zu schlachten gab. Unsere „Kirmeß“, die christliche Kirchweih hat sich daraus entwickelt.

Neben der Viehzucht trieben die Germanen mehr oder weniger Ackerbau. Zumal nachdem sie mit den ackerbautreibenden Kelten und später mit der römischen Kulturwelt in Berührung gekommen waren. Ganz von selber schob sich nun zwischen Frühjahr- und Herbstfest das Erntefest, das heute noch in ländlichen Gegenden als „Niederfall“, „Sichelhenke“, „Vorlirneß“ gefeiert wird.

Die christliche Kirche, die aus dem Morgenland und Südeuropa zu den Deutschen kam, feierte ihre Erntefeste schon viel früher zu Ostern und Pfingsten. Zur Not ließen sich diese Feste in Deutschland mit den alten Frühlings- und Maiebräuchen vereinigen. Um aber auch dem Erntefest und den Herbstfeierlichkeiten einen christlichen Anstrich zu geben,

mußten nun Heiligentage und Festtage dem christlichen Kalender eingefügt werden. Festcharakter tragen der Johannisfeiertag am 24. Juni, der Feiertag Peter und Paul am 29. Juni, der Jakobusfeiertag im Juli und der Bartholomäustag im August. Die Jahrmärkte, die an beiden letzteren Tagen noch da und dort gehalten werden, sind ein sicherer Beweis, daß hier einst das Volk zu Erntefestlichkeiten zusammenströmte. Es war auch den mittelalterlichen Bauern nicht zu verdenken, wenn sie nach harter Arbeit eine Zeitlang „feierten“, das heißt nichts taten und genossen, was Stall und Weide, Keller und Scheune bot. Noch dazu wo in dieser Jahreszeit bereits eine stattliche Aufzucht von jungem Vieh: Ziegen, Schafen, Ferkeln, Kälbern und Geflügel vorhanden war und die etwaigen alten Kornvorräte völlig aufgezehrt werden konnten. Und wie die Altvordern, so halten es heute die Nachkommen, wenn nicht gerade schwere Not der Lust einen Dämpfer aufsetzt

Als Abschluß der Erntefestlichkeiten setzte die Kirche ihr Erntedankfest. In Norddeutschland, wo der Getreidebau alle anderen landwirtschaftlichen Arbeiten weit überragt, findet dieses Fest nach Schluß der Getreideernte statt, in Süddeutschland erst viel später, weil hier auch Obst- und Weinbau eine bedeutende Rolle spielen. Deshalb wird hier außer dem kirchlichen Erntedankfest im Herbst noch ein rein weltliches Erntefest im August gefeiert, eben die „Sichelhenke“, der „Niedersfall“.

Kein altdeutsches Fest ohne den Baum, den Geisterstüb. Beim Erntefest wird er oft vertreten durch Erntetrone oder Erntekranz, den dann nicht das ganze Dorf, sondern jede Bauernwirtschaft für sich besitzt. Er wird von den Erntearbeitern angefertigt, auf einer Stange, Garbengabel oder Harke hochgehalten und mit dem letzten Fuder, oft mit Pomp und vier-spännig eingefahren. Meist ist der Erntekranz aus den letzten Ähren gebunden, die der Sense verfielen und die in manchen Gegenden den Feldgöttern durch einen Zuruf geweiht wurden. Hier und da läßt man auch einen Nest Ähren als das alte Opfer stehen, das man der Frau Wode oder dem Wode (beides bedeutet Geist) oder einem anders benannten Beschützer des Feldes darbringt. Sehr häufig ist der Zuruf: „Wode, Wode, hol deinem Pferde nun Futter!“ Dieser stehenbleibende Nest der Feldfrucht heißt vielerorts „der Alte“, was die Bezeichnung für den Familiengott ist, und wer von den Schnittern den letzten Senses-

hieb tut und den Nest stehen lassen muß, „bekommt den Alten“ und wird gehänselt. Oft bindet man aus der letzten Garbe eine menschenähnliche Figur, die auch „der Alte“ heißt, schmückt sie, und sie tritt an die Stelle des Kranzes. Es ist ein wirklicher Götz, wie ihn Polen, Russen und andere slavische Völker heute noch bei verschiedenen Gelegenheiten aus Garben anfertigen und bezeichnender als wir „Großväterchen“ nennen. Es deutet auch auf die alten Bräuche und Meinungen hin, daß die zusammengestellten Garben in manchen Gegenden „Puppen“ heißen, obgleich sie mit solchen nicht die geringste Ähnlichkeit haben.

Der Sinn der geschmückten Harke oder Garbe usw., ebenso des Erntebaums oder Erntebusches wird auch bei uns dadurch ganz klar, daß sie auf oder neben dem Herde aufgespant werden. Dieses ist ja die heilige Stelle des Hauses, wo für gewöhnlich die guten Hausgeister wohnen. Christliche Weiterbildung ist es schon, wenn die Hausfrau das zu verhindern sucht durch Bespritzen des Kranz usw. bringenden Gesindes mit Wasser oder durch andere Abschreckungsmittel für die „bösen Geister“. Gelingt ihr das Abschrecken nicht, so muß sie neben der üblichen festlichen Bewirtung noch besonders etwas „opfern“. In manchen Gegenden muß die Bäuerin mit ihren Mägden die ganze Nacht vor dem Erntefest „Küchlein“ backen, ein schmachhaftes Schmalzgebäck in Form von kleinen Erntekränzen, das dann an das Gesinde, an die Tagelöhner, an Pfarrer, Lehrer, Ortsdiener usw. freigebig verteilt wird. Vielfach gehört die Zahl der Ernteküchlein, die ein Knecht oder eine Magd an diesem Tage bekommt, zum ausbedungenen Lohn.

Der durch Kranz usw. überflüssig gewordene allgemeine große Erntebaum hat sich an manchen Orten trotzdem erhalten, und zwar als Kletterstange, die sehr gern bei Erntefesten aufgestellt wird. Es unterliegt gar keinen Zweifeln, daß die daran aufgehängten Gaben — besonders Würste und Lächer —, die den geschickten Turnern zum Lohne werden, an Stelle der Opfer getreten sind, die einst den alten Göttern gewidmet wurden. v. s.

o o o

Eine Geschichte vom Zweifüßler.

Märchen von Karl Ewald.

(Fortf.)

Der Zweifüßler saß und starrte auf den seltsamen Berg, von dem all das Unglück herührte. Bis spät in die helle und milde Nacht

hinein saß er da und hatte niemand bei sich außer dem Hunde, der ihn nicht verlassen wollte. Der Rauch wurde hier und da vom Winde an ihm vorübergetragen, aber jetzt war es nur noch ein leichter, flüchtiger Dampf.

„Wer hat das verursacht? Wer hat das verursacht?“ grübelte der Zweifüßler vor sich hin.

„Ich!“ sagte der Dampf.

„Du? Wer bist du? Du wogst wie ein Rebel an mir vorbei. Woher hast du die Macht dazu? Wer bist du? . . . Woher kommst du?“

„Ich bin der Dampf und komme aus dem Berge dort, wo ich eingesperrt war, bis ich wild und wütend wurde und mir Luft machen mußte. Da brach ich aus und verwüstete das ganze Land. Jetzt ist es vorbei, und ich habe Frieden und bin so, wie du mich siehst!“

„Du böser Dampf!“

„Ich bin nicht böse.“

„Willst du, daß ich dich gut nennen soll? Du hast mein reiches Land verwüstet und fast alle meine Kinder und Kindeskinde getötet, sowie auch den größten Teil meines Viehs. Alles gute und kluge, das ich ausgedenkt hatte, um mir und den Meinen das Leben leicht und glücklich zu gestalten, hast du in wenigen Stunden zunichte gemacht, ohne daß ich dich jemals gekränkt hätte. Bist du also gut?“

„Ich bin nicht gut.“

„Aha, du bist weder böse noch gut. Wie mich deucht, hab ich so ein Gerede schon einmal in meinem Leben vernommen. Wart ein wenig. Ja, der Wind hat es einmal zu mir gesagt, als er mich gleichfalls ins Unglück gestürzt hatte.“

„Ganz recht,“ sagte der Dampf. „Ich bin weder böse noch gut. Es ist so, wie der Wind gesagt hat. Hast du das damals nicht auch eingesehen?“

„Ja,“ entgegnete der Zweifüßler still.

„Hast du dir den Wind nicht dienstbar gemacht?“ fragte der Dampf. „Du hast ihn eingefangen und vor dein Boot und deine Mühle gespannt. Du hast seine verschiedenen Richtungen erkannt, so daß du dich immer seiner bedienen konntest. Ist es nicht so?“

„Gewiß,“ erwiderte der Zweifüßler, „ich bin Herr über den Wind geworden. Aber ich verstehe nicht, wie ich dich bezwingen soll, der du doch viel gewaltiger bist, als der Wind, und wie ich mir deine Kraft dienstbar machen soll!“

„Zang mich und gebrauch mich,“ sagte der Dampf. „Ich bin der Stärkere.“

Der Zweifüßler dachte nach. Er blickte auf das vernichtete Land, auf die Sonne, die so milde schien, wie wenn nichts geschehen wäre, und auf den still dahinwogenden Dampf. Kein Haus war zu sehen, kein Baum und kein Vogel.

Als er sich umblickte, um seiner Sippe nachzuschauen, da sah er sie in weiter Ferne am Horizont verschwunden. Aber er dachte noch nicht dran, den Seinen zu folgen.

„Wer bist du?“ sprach er wiederum zum Dampf. „Erzähl mir etwas von dir.“

„Jetzt bin ich so, wie du mich hier siehst,“ entgegnete der Dampf. „Blick aufs Meer, so siehst du mich auch da.“

„Da sehe ich dich nicht.“

„Du weißt es nur nicht. Ursprünglich bin ich Wasser.“

„Erzähl!“

„Das ist bald erzählt. Sieh, ich bin das Meerwasser, das durch die Erde bis zu dem Berge dort bringt. Auf tausend unterirdischen Wegen bin ich dorthin gefleckt. Aber da drinnen im Berge glimmt ein ewiges Feuer, das nie erlischt. Wenn das Wasser an das Feuer kommt, so wird es zu Dampf, und der Dampf sammelt sich dort unten im Berge in großen Höhlen an, solange Platz dafür da ist. Zuletzt aber entwickelte sich so viel Dampf, daß er dort nicht bleiben kann. Dann sprengt er den Berg. Felsen und Gesteine . . . der ganze Bergsee da oben, der lochendheiß ist von dem Feuer in der Erde. . . Schlamm und Morast, siedendes Wasser und brühendheißer Dampf stürzen hin übers Land, wie du es neulich gesehen hast. Alles sprengt ich, wenn ich allzusehr gequält werde. Keine Mauer, keine Tür bietet mir ein Hindernis dar . . . begreifst du?“ — Der Zweifüßler nickte.

„Hast du die Rauchsäule gesehen, die jeden Tag aus dem Berge aufsteigt? Es ist immer ein kleines Loch da, verstehst du, ein Ventil, durch das etwas von mir entweichen kann. Aber zuletzt verschlägt es nicht mehr, und dann spreng ich das Ganze. Lern aus dem, was du heute erfahren hast, daß du dich nicht ansiedeln sollst, wo du einen Berg in der Nähe rauchen siehst; denn da bist du deines Lebens nicht sicher.“

„Ich will dir nicht das Feld allein überlassen. Ich will über dich herrschen. Du bist die stärkste Macht, die ich in der Welt kenne. Du sollst mein Diener sein, wie das Pferd und der Ochse und der Wind.“

„Zang mich und gebrauch mich, wenn du kannst!“ rief der Dampf.

„Gut,“ erwiderte der Zweifüßler. „Ich wills versuchen. Aber erst sag mir; was wird denn aus dir, wenn du nun durch die Luft wogst?“

„Dann kühl ich mich ab. Und wenn ich abgekühlt bin, werde ich Wasser . . . Regen, Nebel . . . was du willst.“

„Und dann fällst du ins Meer? Und dann dringst du in den Berg, wo das Feuer ist, und wirst wieder zu Dampf, und so geht es im Kreislauf bis in alle Ewigkeit?“

„Es ist so, wie du sagst,“ bestätigte der Dampf. Damit wogte er weiter über die Wüste und verschwand auf dem Meere. Der Zweifüßler sah ihm nach und starrte dann wieder auf den Berg, der ebenso friedlich rauchte wie zuvor.

Die ganze Nacht saß er wach und sann. Dann erhob er sich, rief den Hund zu sich und ging den Seinen nach.

Drittes Kapitel.

Der Zweifüßler und seine Familie hatten ein neues Land gefunden.

Sie bauten von neuem Häuser, bestellten den Acker, ernteten Getreide und trieben Viehzucht. Im Walde fällten sie Holz, und die Seeleute bauten neue Schiffe. Es verstrichen viele Jahre, ehe das Unglück verwunden war; schließlich aber hatte sich der ganze Stamm wieder aufgerichtet, und alle, außer dem Zweifüßler selbst, hatten das Unglück vergessen.

Er aber grübelte immer noch nach. Das heißt, nicht mehr über das Unglück selbst. Den Verlust seiner Angehörigen hatte er verschmerzt, denn er hatte jetzt so viele Nachkommen, daß er weder ihre Namen noch ihre Zahl kannte. Er dachte an den Dampf.

Wenn er sah, wie der Wind die Mühlenflügel herumwirbelte oder die Schiffe übers Meer trug, lächelte er höhniisch. Es schien ihm viel zu langsam zu gehen. Und wenn Sturm kam, konnten die Schiffe nicht segeln und die Mühlen nicht mahlen, bei starkem Gegenwind mußten die Schiffe ausweichen, und bei Windstille stockte alles.

„Du bist mir ein recht erbärmlicher Diener, mein lieber Wind,“ sagte er. „Der Dampf, das ist ein anderer Kerl als du!“

Er dachte daran, wie der Dampf, der eingesperrt gewesen, ausgebrochen war und im Nu die Sonne ausgelöscht und den Tag zur Nacht gemacht . . . wie er große Steine und Schlamm und Asche und alles, was in dem feuerspeienden Berge war, meilenweit übers Land hin verstreut hatte. Innerhalb weniger

Stunden war die Ebene in eine Wüste verwandelt worden. Und zwar war es mit schier ungläublicher Kraft und Schnelligkeit geschehen. Wahrlich, der Dampf mußte die stärkste Macht der Welt sein!

Und der Dampf hatte dem Zweifüßler gesagt, er entstehe, wenn das Wasser mit dem Feuer in Berührung komme.

Der Zweifüßler betrachtete sinnend den Kessel über seinem eigenen Feuer. Sobald das Wasser sich erwärmte, stieg weißer Dampf daraus auf.

Er nahm ein Stück Glas und hielt es in den Dampf. Der setzte sich in klaren Tropfen auf dem Glase nieder.

„Auch das ist richtig, daß der Dampf wieder zu Wasser wird,“ sagte der Zweifüßler zu sich selbst.

Und er sah, wie sie einen Deckel auf den Kessel legten, damit die Wärme erhalten bliebe. Sie fachten das Feuer an, und es entwickelte sich immer mehr Dampf, so daß der Deckel zu hüpfen begann.

„Nun wird es ihm da drinnen zu eng,“ sagte der Zweifüßler. „Genau so wie dem Dampf in dem feuerspeienden Berg.“

Sie legten einen Stein auf den Deckel, um ihn niederzuhalten. Der Zweifüßler verstärkte das Feuer immer mehr, und es bildete sich neuer und immer neuer Dampf. Zuletzt warf der Dampf den Deckel mit dem Stein ab, so daß er in die Stube fiel.

„Jetzt speit der Berg den Dampf aus,“ sagte der Zweifüßler und rieb sich die Hände.

Er baute sich ein Haus mit einem großen Kessel und einer gewaltigen Feuerstelle. Da unterhielt er ein beständiges Feuer, probierte die Kraft des Dampfes und dachte darüber nach, wie er Nutzen daraus ziehen könnte. Er hatte nur einen einzigen bei sich, einen seiner Enkel, der klüger war als die andern, und mit dem er sich über die Gedanken aussprach, die ihn bewegten.

Dftmals saßen die beiden bis in die späte Nacht hinein bei der Arbeit. Es kam darauf an, den Dampf dahin zu bringen, daß er in einer bestimmten und keiner andern Richtung wirkte und mit einer ganz bestimmten und keiner andern Kraft. Niemand wagte es, sie zu stören. Alle die andern Stammesmitglieder sahen mit Ehrfurcht auf das Haus des Zweifüßlers hin, denn sie wußten, wie klug er war, und daß er einzig und allein für das Wohl des ganzen Geschlechts arbeitete. Einige von ihnen glaubten auch, daß es ihm schließlich gelingen werde, sich zum Herrn über den Dampf

zu machen; viele jedoch meinten, das werde niemals geschehen, und es werde ein Ende mit Schrecken nehmen, da er so mit den geheimsten und stärksten Kräften der Natur herumhantierte.

Aber mochten sie nun so oder so über die Sache denken, jedenfalls machten alle einen weiten Umweg um des Zweifüßlers Haus herum, denn sie begriffen sehr gut, einer wie großen Gefahr er sich aussetzte. Alle die, die jenes Unglück, das der feuerpeiende Berg angerichtet hatte, überlebt hatten, waren nun längst gestorben; aber noch lebte in dem Stamme die Erinnerung an den entsetzlichen Tag, und des Zweifüßlers Geschlecht mußte immer wieder an die Möglichkeit denken, daß der Dampf eines Tages plötzlich wieder seine Lücke offenbarte.

Der Zweifüßler aber kümmerte sich nicht um das, was sie dachten oder sagten.

Von Zeit zu Zeit erschienen die Ältesten bei ihm, um ihm Bericht zu erstatten über das Gute und Böse, das dem Geschlecht widerfahren war, wie viele Kinder geboren worden, welche Verluste man zu verzeichnen und wie viel Wohlstand man gewonnen hatte. Er sah stets nur flüchtig von seiner Arbeit auf, nickte ihnen zu und gebot ihnen, zu gehen und ihn in Frieden zu lassen.

Manchmal kam auch dieser oder jener Jüngling zu ihm, strahlend vor Freude über eine neue Erfindung, um das Lob des alten, weisen Mannes zu vernehmen. Aber der Zweifüßler hörte ihn kaum an. Er wußte, daß seine eigenen Gedanken größer und wichtiger waren; und voll Ungeduld sah er dem Tag entgegen, da sie Wirklichkeit werden würden.

Er baute neue Kessel, die seltsame Formen hatten und größer waren als die früheren, so daß sie mehr Dampf in sich aufnehmen konnten und stärker waren, so daß der Dampf sie nicht zu sprengen vermochte. Er ließ seine Leute Kohlen aus den Bergen ausgraben und unterhielt damit sein Feuer, weil er entdeckt hatte, daß die Kohlen besser heizten und darum das Wasser rascher in Dampf verwandelten. Mit jedem Jahr, das verging, meinte er dem Ziel näherzukommen, aber noch hatte er es nicht erreicht, und manchmal wollte er schier verzweifeln.

Eines Tages sprang der Kessel. Er selber wurde von einem Eisenstück an der Stirn getroffen, so daß er eine große Wunde davontrug, doch sein Enkel und Gehilfe wurde vor seinen Augen getötet.

Da liefen alle herzu und wehlagten und jammerten. Aber der Zweifüßler wischte sich

das Blut aus dem Gesicht und betrachtete lange den zersprungenen Kessel. Dann wandte er sich um und blickte den Leichnam an.

„Armer Bursche!“ sagte er. „Er hätte es so gern erlebt, daß mein großes Werk beendet würde. Und nun hat er sterben müssen; und einen schönen Tod ist er gestorben; denn er ist für das Glück seiner Brüder dahingegangen. Begrabt ihn und setzt ihm ein Ehrenmal aufs Grab!“

Da nahmen sie ihn und wollten ihn forttragen, aber der Zweifüßler hielt sie zurück mit den Worten:

„Wartet ein wenig . . . ich muß an Stelle des Toten einen Gehilfen haben. Will jemand bei mir bleiben? Ihr wißt ja, was eurer hier wartet . . . vielleicht der Tod und jahrelange Enttäuschung, ehe wir Glück haben, und der Hohn der dummen Teufel, die nichts von der Sache verstehen.“

Es meldeten sich sofort sieben. Denn wenn sie auch Angst hatten, so lockte sie doch das Geheimnisvolle und Gefährliche; und im Stamm galt nichts für ehrenvoller, als mit dem Zweifüßler zusammen zu arbeiten.

Er wählte einen von den sieben, nahm ihn zu sich ins Haus und weihte ihn in seine Geheimnisse ein, während die anderen den Toten forttrugen und begruben. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Der verzauberte König.

Märchen von Robert Grösch.

Das ist die Geschichte von dem König, der zum Krüppelmännchen wurde. In vergangenen Zeiten war an den Lagerfeuern der Soldaten viel davon die Rede und alle sagten, dem König Schwarzbart sei recht geschehen. Denn Schwarzbart war ein schlimmer Herrscher gewesen.

Er hatte einst ein großes Volk regiert, das war todunglücklich, weil Schwarzbart das Land aus einem Kriege in den anderen stürzte. Die Nachbarvölker fürchteten ihn, denn niemand fühlte sich vor Schwarzbarts Überfällen sicher, so groß war seine Gier nach fremden Schätzen. Das eigene Volk haßte ihn, weil seinetwegen die Männer des Landes auf den Schlachtfeldern dahinstarben, die Schar der Krüppel immer mehr wuchs und die Fluren vom Kriege verwüstet wurden. Einen frommen Einsiedler, dem Schwarzbart auf der Jagd im Walde begegnete und der von ihm laut forderte, er solle mit seinen Nachbarn im Frieden leben, ließ er aufhängen. Es gab sogar Männer im Reiche, die

sagten: „Wir müssen den König absetzen oder das Land geht zugrunde.“

So stand es mit Schwarzbart als ein alter Spielmann durchs Land zog, dem viel Volk nachlief. Er hatte einen wallenden Bart, langes weißes Haar und sang zu seiner Laute ein Lied vom bösen König Schwarzbart und seinen Freveln. Da sandte Schwarzbart seine Häscher aus und ließ den Sängern auf sein Schloß bringen. Dort forderte Schwarzbart mit grimmen Lächeln: „Sing mir einmal das Lied, das du auf den Gassen umherbrüllst!“

Da sang der Spielmann das Lied so derb, daß Schwarzbart bald bleich bald rot wurde. Und als die letzte Strophe verklungen war, sagte der König zum Spielmann: „In der nächsten Stunde schon sollst du elend in der Luft hängen.“

„In der nächsten Schlacht schon sollst du elend am Boden liegen,“ antwortete der ruhig und hing seine Laute auf den Rücken.

„Das Spielmännchen ist wirklich fest,“ höhnte Schwarzbart und erhob sich gereizt vom Throne. „Du sollst mir erst einige Wochen im Turme zappeln, ehe du am Galgen baumelst!“

Sprach der Spielmann: „Du sollst dich mehr denn hundert Jahre als Krüppelmännchen umherschieben, ehe dich der Tod erlöst!“

Da lachte Schwarzbart ärgerlich auf: „Der Narr ist verrückt! Werst ihn in meinen tiefsten Turm, damit er vernünftig wird!“

Doch als des Königs Leibwachen den Spielmann packen wollten, warf er die Männer wie mit Zauberkräften beiseite. Und als sie ihm nachstürzen wollten, war er schon nicht mehr zu sehen. Die Torwächter an der Zugbrücke aber schwuren, sie hätten gesehen, wie ein Mann mit wallendem Barte und flatterndem weißen Haar auf einer Laute durch die Luft davongeritten sei.

Schwarzbart suchte wütend im Schlosse umher, ließ die Wächter einkerkern, sandte hundert Reiter aus, die das Land durchstreifen mußten — vergebens! Der Spielmann war verschwunden.

Jetzt kam Schwarzbart in's Grübeln; er mußte unablässig an die düsteren Prophezeiungen des Alten denken, konnte sie nicht enträtseln und kam in's Fluchen, je länger er über die dunklen Worte nachdachte. Aber je mehr er suchte, um so wütender wurde er, und wenn Schwarzbart die Rut nicht los werden konnte, war meist ein Krieg in der Nähe.

Diesmal kam es jedenfalls so, denn schon drei Tage nach dem Verschwinden des Spielmanns ließ König Schwarzbart die Soldaten

des Landes zusammentrommeln und fiel sengend, brennend und mordend über das Nachbarland her. Eine blutige Schlacht entbrannte, die wogte vom hellen Morgen bis zum späten Abend.

Die Sonne sank und das Blut floß in Rinnelein über das Kampffeld, als mitten im Getümmel ein seltsamer Ritter auftauchte. Er saß auf hohem weißen Roß, hatte glänzenden Panzer, weißen Helmbusch und ein Schwert, das rasch wie ein Hammer auf- und niedersprang. Schwarzbarts Reiter zerflohen vor dem weißen Ritter wie Spreu und ehe König Schwarzbart zum Hiebe ausholen konnte, prasselten die Streiche des raschen Gegners hageldicht auf den königlichen Panzer nieder. Ein Streich segte den Helm von Schwarzbarts Kopfe, ein anderer durchschlug den Arm, ein dritter ging durchs Bein des Königs. Der stürzte wie leblos vom Pferde.

Dies ist das Ende von Schwarzbarts Königsherrlichkeit, denn als er in derselben Nacht die Augen wieder aufschlug, war ein verkrüppeltes Männchen aus ihm geworden; ein Männchen mit buckliger Gestalt, lahmem Bein und verkrüppeltem Arm, dessen Hand eine Krücke hielt. Um das Männchen herum schlofen die Schlachtgefilde tot und still, vor ihm aber saß im Mondlicht ein Greis mit wallendem Bart und langem weißen Haar; neben dem Greis lag eine hellglänzende Rüstung und ein weißbebuschter Helm. Schwarzbart riß die Augen groß auf. „Der Spielmann — der weiße Ritter!“ stammelte er bebend und wußte jetzt, daß ein Zauberer vor ihm saß.

„Du hast recht geraten,“ entgegnete der Greis, „ich bin der Spielmann und der weiße Ritter und noch mehr, aber du bist nicht mehr König Schwarzbart. Ich habe dich wieder zusammengeflickt, damit du dich als Krüppelmännchen umherschieben sollst mehr als hundert Jahre, wie ich dir prophezeit habe. Du bist der Schrecken deines Landes und deiner Nachbarn gewesen und hast den Tod tausendfach gesäet, nun sollst du dafür von Schlachtfeld zu Schlachtfeld hinken und den Tod tausendfach erleiden. Die Krücke soll dein Herr und dein Diener sein. Sie soll dich unsfät umher treiben, soll dich unsichtbar machen, wenn du sie drehst und wo du auf einen Sterbenden stößt, soll ihm dies Holz die letzten zwei Wünsche erfüllen. Du brauchst die Krücke nur auf den Erdboden zu stoßen und die Wünsche des Sterbenden gehen in Erfüllung. Und wenn einmal einer den zweiten Wunsch über den ersten vergißt, dann soll dich

der Tod erlösen, der andere aber soll leben!“ — Damit zog der Alte einen elsenbeinernen Stab aus dem Gewand, schwang ihn über Schwarzbarts Kopfe und winkte mit dem Stab gen Westen, von wo ein weißes Roß herangetrabt kam. Das bestieg der Alte und sprengte rasch davon.

Schwarzbart aber fühlte, wie ihn eine unwiderstehliche Gewalt ins Weite lockte; er erhob sich und stetzte mit seinem Krückenstock in den dämmernden Morgen hinein.

Von nun an begann für Schwarzbart ein bitterböses Dasein. Verhuzelt und verkrüppelt, scheu und unstet hinkte er durch die Wälder und Fluren. Die Menschen mied er, aber wo ein Krieg entbrannte, dahin zog es ihn mit innerer Gewalt. Zögerte er aber, so schlug ihn die Krücke solange ans Bein, bis er sich auf den Weg machte. Wenn sich Nacht und Tod auf die Schlachtfelder senkten, da trieb es ihn aus den Wäldern. Wo ein sterbender Soldat stöhnte, da mußte er sich niederlassen, mußte die letzten Wünsche röchelnder Krieger erfüllen, mußte ihre Todeskämpfe und Sterbensqualen mit erleiden. Sobald er ihre letzten zwei Wünsche erfüllt hatte, wurden die Verwundeten durch den Tod erlöst, aber Schwarzbart mußte weiterleben zwischen Blut und Leichen, Stöhnenden und Röchelnden.

Er versuchte diesem qualvollen Leben ein Ende zu machen, aber er hatte keine Gewalt über seinen verhuzelten Körper. Stach er sich, so floß kein Blut. Sprang er ins Wasser, so trug ihn die Krücke ans Ufer. Henkte er sich, so riß der Strick.

Alte Geschlechter starben und neue wuchsen heran, neue Zeiten kamen und alte gingen, Krieg und Frieden wechselten — nur das Krüppelmännchen blieb. Und je älter es wurde, um so huglicher, häßlicher sank sein Körper zusammen, um so struppiger, wilder wurden Haar und Bart, so daß die Menschen erschrocken zusammenfuhren, die dem Krüppelmännchen etwa im Walde begegneten. Wurde es von jemand gefragt, was es suche, so antwortete es: „Die Erlösung“, machte sich mit der Krücke unsichtbar und humpelte davon. Doch die Erlösung wollte nicht kommen. Keiner der sterbenden Soldaten vergaß den zweiten Wunsch über dem ersten. Im Gegenteil: die meisten wollten drei Wünsche anbringen.

So waren Jahrhunderte vergangen. Die Krücke des Krüppelmännchens wurde schon altersschwarz, und es flehte oft die Bäume

des Waldes um den Tod an, denn eine blutige Zeit war angebrochen. Das Männchen wurde von einem Sterbenden zum anderen getrieben und erlebte täglich einen mehrfachen Tod. Ein großer furchtbarer Krieg wüthete in den deutschen Landen. Deutsche Völker, Franzosen und Russen, Baskiren und Kroaten schlugen aufeinander, wälzten sich über Städte und Dörfer hin, zertrampelten die Felder und verbluteten in mörderischen Kämpfen.

Eine dieser Schlachten dauerte drei Nächte und drei Tage. Am Abend des dritten Tages deckten ganze Reiben toter Soldaten den Plan und viele Hunderte Verwundeter stöhnten die sinkende Sonne an. Die warf einen breiten Schatten über einen Waldbrand, in dessen Gras ein junger Trompeter sterbenswund hingestreckt lag. Er fühlte den Tod in der Brust und ballte die Faust, weil er gerade an den Feind dachte, der ihm den Säbel über Kopf und Schulter gehauen und das Pferd unterm Leibe weggestochen hatte. Es war ein rothaariger französischer Kürassier gewesen. Der Verwundete wühlte mit der Hand in dem blutigen blonden Schopfe und seufzte, als könnte er sich nicht drein schicken, daß er die Sonne nie wieder sehen, nie wieder auf einem Pferd dahinjagen und nie wieder die Trompete blasen sollte. Denn er war allezeit ein toller Hecht gewesen, der das Leben liebte, drum fiel ihm jetzt das Sterben nicht leicht. Er fluchte dem rothaarigen Feinde, wälzte sich und suchte wie im Fieber nach seinem Säbel. Und wie er die Augen übers Gras gleiten ließ, schraf er plötzlich zusammen: da, vor ihm, auf eine Krücke gelehnt — da stand ein verhuzeltes, steinaltes Männlein mit struppigem Bart und wildem Haar.

„Das Krüppelmännchen“, stotterte der Trompeter, denn an den Lagerfeuern hatte er die Soldaten oft davon raunen hören. Sie erzählten, daß jeder Verwundete, dem das Krüppelmännchen erschiene, dem Tode verfallen sei. Drum wunderte sich der Trompeter auch nicht sehr, als das Männlein zu reden begann: „Noch in dieser Nacht wirst du sterben. Wenn du zwei Wünsche hast, so sag's rasch!“

Der Trompeter bedachte sich's auch nicht lange. „Wenn ich nun doch schon sterben soll, so möchte ich noch einmal die Trompete blasen und dann“ — er ballte die Fäuste und der Haß zitterte in seiner Stimme — „dann möchte ich den roten Kürassier töten, der mich und mein Pferd abgestochen hat!“

Kaum war das letzte Wort heraus, so stampfte das Krüppelmännchen mit der Krücke — und

schon lag neben dem verwundeten Reiter eine schöne glühende Trompete. Er packte das klimmernde Ding hastig und betrachtete es mit strahlenden Augen. Dann richtete er sich ein wenig auf und begann zu blasen. Blies ein altes schönes Lied von Lieb und Lust und Glück und Frieden, fühlte keine Wunde mehr und hob die Brust vor Wonne. Denn aus der Trompete schwangen sich Zaubertöne, rein wie Glockenklang und herrlich wie Engelsmusik.

Und nun geschah etwas Wunderbares: das Schlachtfeld, das still im Abendduster gelegen hatte, wurde lebendig. Die Verwundeten hoben die Köpfe, richteten sich auf, vergaßen Wunden und Schmerzen, humpelten der Trompete entgegen, ließen sich um den Trompeter herum in weitem Halbkreis nieder und lauschten dem Liede mit verzückten Gesichtern. Alle kamen sie, Freunde und Feinde, Bayern und Preußen, Panduren und Franzosen, Baschkiren und Kroaten. Und auch die in den Feldlagern, deren Feuer auf den Höhen ringsum lohten, eilten zur Trompete herab, gesellten sich zu Freund und Feind, als wollten sie nie mehr gegeneinander sechten, als wollte keiner mehr vom Kriege wissen. Manche saßen mit fiebrigen Köpfen und blutenden Gliedern, aber in allen Gesichtern war Glück und Frieden. Je mehr aber heraneilten, desto schöner wurde das Lied, desto herrlicher blies der Trompeter. Er blies, bis sich ringsum ein Lager bunter Uniformen, ein Heer von Soldaten aus aller Herren Länder niedergelassen hatte; er blies, bis ihm der Atem ausging.

Da erst setzte er ab, lauschte den Tönen, die in der Luft wundersam weiterschlangen, als wollten sie nie vergehen und betrachtete das bunte Bild des Friedens, das vor ihm lag. Seine Augen leuchteten. Er wußte nichts mehr von Krieg und Blutvergießen und kannte Freund und Feind nicht mehr auseinander. Nicht einmal Wunden und Schmerzen spürte er — nur im Rücken einen leichten Stoß. Der kam vom Krüppelmännchen.

„Spüte dich! Ich muß weiter, muß weiter,“ murkte das Krüppelmännchen, stampfte mit der Krücke — und schon war die Trompete verschwunden. Dafür lag eine geladene Pistole neben dem Trompeter. „Schieß, dort ist er, der dich abfiach,“ füstelte das Männchen und zeigte nach einem rotharigen französischen Kürassier, der zwischen preußischen Musketieren hockte.

Doch der Trompeter schüttelte den Kopf und schoß nicht. Den roten Kürassier erkannte er

wohl, wußte aber nicht mehr, weshalb er den anderen töten sollte. Dieser Haß war dahin. Drum warf er die Pistole weit hinter sich in den Wald, schaute über die plaudernden, singenden, scherzenden Preußen und Bayern, Panduren und Franzosen, Baschkiren und Kroaten, und sagte verjöhnt: „Wenn es doch so bliebe! Daß es doch keinen Krieg mehr gäbe. Weiter habe ich keinen Wunsch mehr. . .“

Wie dies das Krüppelmännchen hörte, bekam es grüne starre Augen: der Trompeter hatte den zweiten Wunsch über dem ersten vergessen — — —! Gläserner und gläserner wurden die Augen des Männlein, es begann schwer zu atmen, verkrüppelte samt der Krücke zu einem grauen Klumpen und wurde zu einem eckig-wunderlichen Steine, der an jenem Walbrand heute noch gezeigt wird; er hat die Gestalt eines buckligen Zwerges.

Der Trompeter aber fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf. Als er daraus nach zwei Tagen erwachte, war er frisch und gesund.

o o o

Das klingende Herz.

Ättsch, ich hab' einen Hampelmann,
Der hat ein Herz voll Übermut,
Ein Schellenherz, und wenn er springt,
Sein Herz, das klingt
Wie ein Glöcklein am Hut,
Und Vater sagt: „Ein Herz, das singt,
Ist allweil gut!“

Hektor biß ihn ins rote Bein
Und brummte wie ein alter Mann,
Doch Hampel-Hansi schrie nur: „Ving!
Du grober Ding,
Pack nicht so kloßentäppisch an,
Da ich doch mit meinem Herzgekling
Nicht weinen kann!“

Wenn sich mein Hansi wehe tut:
Pardant! — Klingling! — O schwere Not!
Bei jedem Schlag und jedem Schmerz
Klingt hell sein Herz,
Und alle rufen: „Sapperlot!
Solch fröhlichen Kerl macht allerwärts
Kein Teufel tot!“

Otto Krille.

Verantwortlich für die Redaktion:
In Vertretung Hanna Buchheim in Stuttgart.
Trud u. Verlag J. S. W. Diez Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.